

*Denn ich habe ja doch noch mich selber.*  
Selbstkonstitution im diskursiven Netz um  
Wahnsinn, Unehelichkeit und Verbrechen

MONIKA ANKELE

*und sage dem Erwürdigen Herr Profeßor das er mich  
Verschläfen soll und die Brust und ales auf schneiden soll  
und soll mir ein Herz geben und sage ich will jetzt Leben  
oder Sterben den so ein Leben ist nichts ich habe Jetzt  
genug kämpft.*<sup>1</sup> (Barbara Marie Eisele)

»Wo ich bin [...] ist ›hier‹; alles andere ist ›dort‹.« (Alfred  
Schütz 1971: 215)

»Die Macht, die dieses Leben aufgelauret hat, die sie ver-  
folgt hat, die ihren Klagen und ihrem kleinen Lärmen, sei  
es auch nur einen Augenblick, Aufmerksamkeit geschenkt  
hat und sie mit ihrem Prankenschlag gestempelt hat, sie ist  
es, die die wenigen Wörter hervorgerufen hat, die uns von  
ihnen bleiben.« (Michel Foucault 2001 [1977]: 16)

In seinem Essay »Das Leben der infamen Menschen«  
beschreibt Michel Foucault den »Zusammenstoß mit der  
Macht« als jenen Moment, der den »infamen Menschen« einen  
Platz in den Archiven und damit in der Geschichte zuweist. Erst  
die Begegnung mit machtvollen Institutionen und deren  
Praktiken führt dazu, dass historische Akteure und Akteurinnen  
Spuren in den Quellen hinterlassen, dass sie zu Subjekten die-  
ser Quellen werden, obwohl sie – so Foucault – eigentlich »zu  
jenen Milliarden Existenzen gehören, die dazu bestimmt sind,  
ohne Spur vorüberzugehen« (Michel Foucault 2001 [1977]:

15). Foucaults Essay war als Einleitung zu einer Anthologie gedacht, in der »Leben von wenigen Zeilen oder etlichen Seiten; [...] Unglücke und Abenteuer ohne Zahl, zusammengefasst in eine Handvoll Wörter« ihren Platz finden sollten (ebda: 17). Das geplante Vorhaben wurde allerdings nie realisiert. Seine Faszination für das »Leben der infamen Menschen« gewann Foucault aus der Beschäftigung mit Polizeiprotokollen, Bittschriften, Inhaftierungsregistern u. ä., die in der Zeit zwischen 1660 und 1760 verfasst wurden. Ihn interessierte dabei die Frage, auf welche Art und Weise – mit welchen Begrifflichkeiten und Beschreibungen – in Texten das Leben unterschiedlichster Menschen für einen Moment aufgegriffen und beleuchtet wird. Obwohl Foucault die Macht als zentrale Komponente heranzieht, mittels derer die in den Quellen konstituierten Subjekte überhaupt erst als solche in Erscheinung treten, klammert er das jeder Macht implizite Kräfteverhältnis aus, wenn er – über die ProtagonistInnen seines Projekts reflektierend – zu dem Schluss kommt, dass »[e]s [...] nutzlos [sei], ihnen ein anderes Gesicht zu suchen oder in ihnen eine andere Größe zu vermuten; sie sind nur noch das, wodurch man sie hat niederdrücken wollen: nicht mehr und nicht weniger« (Michel Foucault 2003: 318).

Ausgangsüberlegung des vorliegenden Textes ist die Frage, ob man in den von machtvollen Institutionen geprägten Quellen – im Fall des vorliegenden Textes sind es Krankenakten, Gerichtsakten u. ä., die über eine Person an der Wende zum 20. Jahrhundert angelegt wurden – nicht doch »eine andere Größe«, »ein anderes Gesicht« finden kann. Der dazu vorgeschlagene methodische Weg besteht darin, in den Quellen diskursive Strukturen, wie sie Subjektentwürfe prägen und Lebenswege (mit-)konstituieren, sichtbar zu machen und mit der Logik der Praxis – mit den Wirkungsweisen dieser Strukturen auf das alltägliche Handeln, Deuten und Wahrnehmen der Menschen – engzuführen. »Diese Diskurse haben wirklich Leben durchkreuzt; diese Existenzen sind in diesen

Worten wirklich gewagt und verloren worden«, schreibt Michel Foucault (Michel Foucault 2003: 314). Um die Tragweite dieser Aussage nachvollziehbar zu machen, werde ich den Spuren eines konkreten Lebens folgen und seine Berührungen und Verstrickungen mit machtvollen Institutionen und Diskursen beleuchten, die zugleich das Selbst der Akteurin konstituierten. Mein Augenmerk wird dabei auf den Ambivalenzen, den Brüchen, den widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten liegen – auf Momenten des Handelns, des Auslotens, des Aneignens, des Kämpfens, des Reagierens: Momente, in denen sich Fluchtlinien öffnen, deren Charakteristika darin bestehen, dass Richtung und Ausgang ungewiss sind.

#### Barbara Marie Eisele – Was von einem Leben übrigbleibt

Die Protagonistin des vorliegenden Textes ist des Öfteren mit machtvollen Praktiken und Institutionen zusammengestoßen. Dementsprechend zahlreiche und vielfältige Dokumente, die Einblick in ihr Leben geben, sind verfasst und aufbewahrt worden. Sie erzählen sowohl von den Diskursen, die dieses Leben prägten und dessen Verlauf mitbestimmten, als auch von der Logik der Praxis, in der sich Momente eines Handlungsspielraums für die Akteurin öffneten.

Die Protagonistin ist Barbara Marie Eisele.<sup>2</sup> Sie wurde am 4. Dezember 1875 im Großherzogtum Baden als uneheliche Tochter von Agnes Eisele geboren und schien damit – wie Formulierungen in den verschiedenen Quellen deutlich machen – von Beginn an stigmatisiert zu sein. Barbara Marie Eisele wuchs bei verschiedenen Pflegeeltern auf – zuerst in Basel, später im badischen Unterbaldingen und schließlich bei einer Familie in Hochemmingen. Zweimal wird in den Quellen Bezug auf Quirin Eisele genommen, wobei unklar bleibt, ob Quirin ihr Cousin oder ihr Bruder war. Wie im Pfarr-

amtszeugnis und in der Heidelberger Krankenakte vermerkt wurde, war Quirin Eisele 1895 in Stuttgart wegen Raubmordes enthauptet worden.<sup>3</sup> Ursachen für sein kriminelles Verhalten wurden von Seiten der Ärzte und der Kirche im Umstand seiner unehelichen Geburt gesehen. Nach der Schulzeit zog Barbara Marie Eisele nach Freiburg im Breisgau, das an der schweizerischen Grenze – in der Nähe von Basel – liegt, wo sie zuerst als Dienst- und Küchenmädchen, später in unterschiedlichen Fabriken arbeitete. Häufig waren die Arbeitsstellen mit einem Wechsel des Wohnsitzes verbunden. Die meiste Zeit dürfte sie allerdings in Freiburg gewohnt haben.<sup>4</sup> Zwischen 1894 und 1897 wurde Barbara Marie Eisele in Freiburg wegen verschiedener Delikte – unter anderem wegen »Strichgang«, »Beleidigung« und »Diebstahl« – mehrmals zu Gefängnis und Arbeitshaus verurteilt. 1897 sollte sie auf Betreiben des Bezirksamtes Freiburg in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen werden, doch der Bezirksarzt attestierte, dass die Betroffene *nicht geisteskrank* sei. Im November 1898 wurde sie in Basel ein weiteres Mal wegen *gewerbsmäßiger Unzucht* von der Polizei aufgegriffen.<sup>5</sup> Da Barbara Marie Eisele die vorgeschriebene Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten verweigerte, wurde ihre ursprünglich auf zwei Tage angesetzte Haftstrafe verlängert.<sup>6</sup> Schließlich doch untersucht, lautete der Befund auf »geschlechtskrank«. Da sie »Nachts tobt und schimpft«, wurde sie in die Basler »Irrenklinik« überwiesen. Dort erlitt Barbara Marie Eisele eine Fehlgeburt und wurde – trotz starker Blutungen – in einer Polsterzelle isoliert.<sup>7</sup> Bereits 1897 hatte Eisele dem Bezirksarzt in Freiburg gegenüber angegeben, ein Kind geboren zu haben – es findet sich in den Quellen allerdings kein weiterer Verweis auf dieses Kind. Im März 1900 war Barbara Marie Eisele erneut im Kislauer Arbeitshaus untergebracht. Auf Antrag des dort zuständigen Hausarztes wurde sie im April 1900 mit dem Verdacht auf »Tobsucht« in die Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg und von dort in die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen über-

wiesen. In Emmendingen starb Barbara Marie Eisele am 10. Oktober 1903 mit 27 Jahren an den Folgen einer Syphiliserkrankung.

Neben zahlreichen Selbstzeugnissen wie Gedichten, Postkarten, Briefen und Zeichnungen sind von Barbara Marie Eisele zwei Krankenakten – eine aus der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, die andere aus der Heil- und Pflgeanstalt Emmendingen – sowie ihre Krankengeschichte aus der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel erhalten. In den Krankenakten, die einen Zeitraum von 43 Monaten – April 1900 bis Oktober 1903 – abdecken, finden sich auch: Gerichtsakten und Gerichtsbeschlüsse, die Einblicke in die Jahre vor ihrer Einweisung in die Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg geben; ein pfarramtliches Zeugnis, das 1897 vom katholischen Pfarramt ihrer Heimatgemeinde Unterbaldingen auf Anfrage des Arbeitshauses Kislau ausgestellt wurde; die fortlaufenden anstaltsärztlichen Notizen aus Basel, Heidelberg und Emmendingen sowie eine Portraitaufnahme von ihr aus dem Jahr 1901. Auch die Selbstzeugnisse, die Barbara Marie Eisele während ihrer Unterbringung in Heidelberg bzw. in Emmendingen gestaltet oder verfasst hatte, wurden ihren Krankenakten beigelegt. Einige der Zeichnungen und Briefe kamen während ihres Aufenthalts in Heidelberg in die Lehrsammlung der Klinik, der heutigen Sammlung Prinzhorn. Dass die Ärzte Selbstzeugnisse von PatientInnen sammelten und aufbewahrten, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Die Psychiater interessierten sich für materielle Manifestationen – seien es Briefe, Zeichnungen, Notizen, »Installationen«, textile Arbeiten oder gestaltete Objekte – ihrer PatientInnen, verwahrten diese Dokumente in den Krankenakten und Lehrsammlungen, um sie für wissenschaftliche Forschungen bzw. als Anschauungsmaterialien für Studierende zu nutzen. In den Augen der Ärzte konnten sich in den Selbstzeugnissen ihrer PatientInnen Spuren einer psychischen Erkrankung manifestieren. In diesem Sinne wurden die

Dokumente als »direkte bildliche Emanationen der Psyche« (Sabine Haupt 2006: 93) interpretiert. Die Art der Gestaltung, der Inhalt eines Textes oder die Schriftführung sollten dem geschulten Auge Einblicke in Krankheitsverläufe und Krankheitsbilder gewähren. Vor allem mit der um 1900 zunehmenden Kritik an der Objektivität des ärztlichen Blickes sowie mit dem zunehmenden Zweifel an der Objektivität seiner auf Sprache angewiesenen Vermittlung wurden vermehrt Manifestationen von Praktiken als diagnostische Hilfsmittel für die Psychiatrie diskutiert und empfohlen (vgl. Emil Kraepelin 1903 [1883]: 357–370; Fritz Mohr 1906). So meinte Gustav Aschaffenburg (1866–1944), Pionier der psychiatrischen Kriminologie, dass es im Bereich der psychiatrischen Forschung notwendig sei, »jedes objektive Symptom zu benutzen, um sich ein Urteil über die Psyche des Kranken zu bilden« (Versammlungen des psychiatrischen Vereins der Rheinprovinz 1906: 749). Zudem hatten die Selbstzeugnisse in ihrer Materialität den Vorteil, dass sie dauerhaft waren – im Gegensatz dazu waren die Ausdrucksbewegungen, die den Ärzten bislang als wichtigstes diagnostisches Hilfsmittel dienten, immer flüchtig und erst über die sprachliche Fixierung und Vermittlung – wie sie sich in den Krankenakten dokumentiert findet – anderen zugänglich.

Die Selbstzeugnisse sowie die beiden Krankenakten von Barbara Marie Eisele befinden sich heute in der Sammlung Prinzhorn. Wie die Kunsthistorikerin Bettina Brand-Claussen vermutet, geht die heutige Prinzhorn-Sammlung auf eine Lehrsammlung zurück, die der Psychiater Emil Kraepelin (1856–1926) zu Beginn des 20. Jahrhunderts an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg begründete (vgl. Bettina Brand-Claussen 2001). Kraepelin, einer der renommiertesten Psychiater an der Wende zum 20. Jahrhundert, leitete die Klinik von 1891 bis 1903 und forcierte den wissenschaftlichen Unterricht in derselben. 1919 wurde Hans Prinzhorn (1886–1933), Arzt und Kunsthistoriker, von der Heidelberger

Klinikleitung beauftragt, die bestehende Lehrsammlung mit weiteren Erzeugnissen von PsychiatriepatientInnen zu erweitern. Prinzhorn verfasste 1919 und 1920 zwei Rundschreiben, die er an psychiatrische Anstalten und Kliniken im In- und Ausland schickte. In diesen Schreiben bat Prinzhorn um Zusendung von Material. Dabei war er, wie er formulierte, an »hervorragenden Einzelleistungen« genauso interessiert wie an »jede[r] Art von Kritzelei, auch primitivster Qualität« (zit. n. Bettina Brand-Claussen 1997: 7). Dieses so ausgerichtete Interesse manifestiert sich auch heute noch in der Vielfalt an Objekten, die in der Sammlung Prinzhorn aufbewahrt und über Ausstellungen und Publikationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Insgesamt umfasst der abgeschlossene Bestand heute 4.500 Arbeiten von etwa 450 PatientInnen – ca. 20 Prozent der inventarisierten Arbeiten stammen von Frauen. Eine dieser Frauen ist Barbara Marie Eisele. Zusätzlich zu diesen Quellen konnte im Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt ein Eintrag zu Barbara Marie Eisele in der Einwohnerkontrolle sowie im Polizei-Journal gefunden werden.<sup>8</sup> Im Generallandesarchiv Karlsruhe ergaben Recherchen einen Eintrag zu Eisele in der Personalstands-Tabelle der Großherzoglichen Weiberstrafanstalt Bruchsal.<sup>9</sup>

*Ich kann dem Lieben Gott kar nicht genug danken –*  
Vom Arbeitshaus Kislau in die Psychiatrische  
Universitätsklinik Heidelberg

Nach Paragraph 362 des Deutschen Strafgesetzbuches konnten Personen, die ihre Haft in einem Gefängnis verbüßt hatten, an die Landespolizeibehörde überwiesen und von dieser bis zu zwei Jahre in einem Arbeitshaus untergebracht werden (Deutsches Strafgesetzbuch 1876: § 362). In einem Gerichtsurteil aus dem Jahr 1897 wurde entschieden, dass sich eine Überweisung von Barbara Marie Eisele »an die Landes-

polizeibehörde [...] aus dem Verhalten der Angeklagten rechtfertigt«. Nach Verbüßen ihrer Strafe im Gefängnis in Bruchsal wurde Barbara Marie Eisele vom November 1897 bis Mai 1898 im Kislauer Arbeitshaus untergebracht. Nach einer weiteren Verurteilung kam die 24-jährige Barbara Marie Eisele im März 1900 erneut ins polizeiliche Arbeitshaus Kislau, von wo sie am 20. April 1900 in die knapp über 20 Kilometer entfernt gelegene Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg eingewiesen wurde.<sup>10</sup> Wie für die Aufnahme in eine Klinik oder Anstalt vorgesehen, verfasste der für Kislau zuständige Hausarzt eine Krankengeschichte, die Barbara Marie Eisele in die Psychiatrische Klinik nach Heidelberg mitgegeben und der dort angelegten Krankenakte beigelegt wurde.

Darin teilte der Hausarzt seinen Verdacht auf »Tobsucht« mit, weshalb eine *Aufnahme in die Irrenklinik Heidelberg angezeigt [sei]*.<sup>11</sup> Er erläuterte auch die Umstände, die zu dieser Annahme führten: Eisele sei am 14. März 1900 zum zweiten Mal in das Arbeitshaus Kislau überwiesen worden. Wenige Tage nach ihrer Unterbringung sei Eisele durch ihr *ordnungswidrige[s] Benehmen* aufgefallen, weshalb sie eine *Disziplinarstrafe* erhalten hatte. Das Ausmaß dieser Strafe geht aus einem weiteren Schreiben des Kislauer Arbeitshauses hervor: *3x24 Stunden Dunkelarrest & 2 Tage Hungerkost*.<sup>12</sup> Barbara Marie Eisele wird als *Tobhändlerin*, als *reißendes Tier*, als *vollständig verrückte Person* beschrieben. Obwohl in einer Zelle isoliert, legte man ihr eine Zwangsjacke an, die sie – so die Angaben – jedoch zerrissen hätte. Im Aufnahmegespräch mit den Ärzten in Heidelberg erzählte Eisele von ihren Erlebnissen in Kislau und gab unter anderem an, von dem Verwalter *mit einem Riemen* geschlagen worden zu sein. Empört über diese Behandlung sowie über die ihrer Meinung nach unrechtmäßige Einweisung in das Arbeitshaus *tobte und schrie* Barbara Marie Eisele, wie der Hausarzt in seinem Schreiben vermerkte, *ununterbrochen Tag und Nacht*, weshalb er eine Überweisung nach Heidelberg als unumgänglich angesehen habe.

Eröffnet wurde die Heidelberger Klinik 1878 auf dem Universitätsgelände. Ihr Zweck war – laut Gründungsstatut – »die Heilung und Verpflegung Seelengestörter beiderlei Geschlechts und wissenschaftlicher Unterricht in der Psychiatrie« (Gesetzes- und Verordnungs-Blatt für das Großherzogtum Baden 1878: 160). Im Zuge der Professionalisierung der Psychiatrie und ihrer Bemühungen um Anerkennung als naturwissenschaftliche bzw. medizinische Disziplin wurden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vermehrt psychiatrische Kliniken an deutschen Universitäten gegründet (vgl. Eric Engstrom 2003).<sup>13</sup> Diese unterschieden sich – was die Räumlichkeiten anbelangte – vor allem in ihren geringeren Unterbringungskapazitäten von Heil- und Pflegeanstalten. Effizientes wissenschaftliches Forschen erforderte auch die Konzentration auf eine überschaubare PatientInnenanzahl. Ursprünglich war die Heidelberger Klinik für 110 PatientInnen – 55 Frauen und 55 Männer – konzipiert worden (Jahresbericht 1901/1902: 3). Als Barbara Marie Eisele nach Heidelberg kam, sah sie sich mit einer räumlichen Situation konfrontiert, welche die Kapazitäten der Klinik bei weitem überschritt – so dokumentierte der Jahresbericht von 1901/1902 eine »seit langer Zeit bestehende [...] Überfüllung der Klinik« (Jahresbericht 1901/1902: 3). 1902 war die Belegziffer auf 144 PatientInnen angewachsen (Jahresbericht 1901/1902: 3). Dies führte unter anderem dazu, dass Frauen und Männer in den Korridoren in so genannten »Bodenbetten« (d.h. Betten ohne Bettgestelle) untergebracht werden mussten.

Die einzelnen Abteilungen der Heidelberger Klinik waren in einem Gebäude untergebracht, das von einem Garten umgeben und von einem Zaun begrenzt wurde. Es gab drei Frauen- und drei Männerabteilungen, um die PatientInnen nach Geschlecht, Klasse und Krankheitsverlauf in unterschiedlichen Räumlichkeiten unterbringen zu können. Pro Abteilung gab es einen Raum für »ruhigere, überwachungsbedürftige« PatientInnen – die so genannte Wachabteilung –, einen Raum für »unruhige«

und »erregte überwachungsbedürftige« PatientInnen – die so genannte »unruhige (Wach)-Abteilung« mit Einrichtungen für die um 1900 populäre Dauerbadbehandlung – sowie eine »ruhige Abteilung für ruhige und geordnete Kranke, die bei Tag außer Bett und Nachts keiner Nachtwache bedürftig sind« (Jahresbericht 1901/1902: 5). Die PflegerInnen hatten die Aufgabe, die PatientInnen Tag und Nacht zu überwachen und Begebenheiten schriftlich zu dokumentieren bzw. den OberpflegerInnen oder dem Klinikleiter mitzuteilen. Insgesamt hatte die Heidelberger Klinik – wie es auch in anderen öffentlichen Anstalten üblich war – drei verschiedene Verpflegungsklassen, die sich – abgesehen von den zu zahlenden Tages- und Nacht-Logis – in Kost und Logis voneinander unterschieden. Die Hausordnung der Klinik strukturierte den Tagesablauf der PatientInnen, der sich aus fixen Arbeits- und Freizeiten zusammensetzte. So war in Heidelberg beispielsweise vorgesehen, dass

»[n]ach dem ersten Frühstück [...] die dazu geeigneten Kranken bis zum Mittagessen mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt [werden]. Nach dem Mittag-Essen findet eine Pause von 2 Stunden statt, während welcher die Kranken, wenn es das Wetter erlaubt, sich möglichst in freier Luft in ihren betreffenden Gärten aufhalten sollen, worauf die Arbeiten wieder beginnen und bis zum Abendessen fortgesetzt werden. Unterbrochen werden die Arbeitsstunden Nachmittags durch den Caffee. Die Zeit nach dem Abendessen ist zur Erholung durch Lektüre, gemeinschaftliche Spiele und dergleichen bestimmt, und sollen die Angestellten und Wärter sich bemühen, die Kranken möglichst zur Theilnahme an denselben heranzuziehen. Um 9 Uhr wird das Zeichen zum Schlafengehen gegeben und nur auf ärztliche Anordnung wird es einzelnen Kranken gestattet, entweder früher zu Bett zu gehen oder länger aufzubleiben.«<sup>14</sup>

Zentrale Behandlungsmethoden waren – wie in anderen Kliniken auch – Bettruhe und Dauerbadbehandlungen, die vor

allem bei frisch aufgenommenen oder erregten PatientInnen Anwendung fanden (vgl. Clemens Neisser 1890; Emil Kraepelin 1903 [1883]: 412–413). Daneben kamen sie – wie das Isolieren von PatientInnen – auch als disziplinäre Maßnahme zum Einsatz. So wurde Barbara Marie Eisele am 3. Mai 1900 erklärt, dass sie *wegen ihres Lautseins ins Bad [käme]*, worauf hin sie zuerst damit drohte, sich das Leben zu nehmen, dann niederkniete, die Hände faltete *und in dieser bitrenden Stellung fleht [...] sie nicht ins Bad zu thun*.<sup>15</sup> Bei der Dauerbadbehandlung wurden die PatientInnen »ohne zeitliche Beschränkung« (Jahresbericht Heidelberg 1901/02: 6) – oft tage- und nächtelang – in eine Badewanne gesetzt, wobei das Wasser eine Temperatur von 35 Grad Celsius haben und beruhigend wirken sollte.<sup>16</sup> Darüber hinaus wurden den PatientInnen auch Narkotika wie Hyoscin, Schmerzmittel wie Opium, aber auch Schlafmittel wie Paraldehyd, Trional und Hedonal verabreicht.<sup>17</sup> In der Heidelberger Akte von Barbara Marie Eisele berichten Einträge, dass ihr immer wieder Hyoscin-Injektionen gegeben werden mussten.

War die Dauerbad- oder Bettbehandlung beendet, wurden die PatientInnen im Sinne der Arbeitstherapie beschäftigt (vgl. Dees 1911). Für den Psychiater Emil Kraepelin galt »die Auswahl einer passenden, wohl anregenden, aber nicht anstrengenden Beschäftigung« am meisten geeignet, »die Gedanken des Kranken von den Zuständen des eigenen Inneren abzuziehen und in ihm die Teilnahme an der Aussenwelt, an der gewohnten Tätigkeit wieder zu erwecken« (Emil Kraepelin 1903 [1883]: 430–431). In Heidelberg bestand für Frauen die Möglichkeit, in der Näh- und Flickstube oder in der Küche zu arbeiten.<sup>18</sup> Sie wurden auch mit Reinigungsarbeiten im Haus betraut. Die Männer wurden im Anstaltsgarten beschäftigt oder konnten Tischler-, Tüncher-, Schneider- und Schusterarbeiten erledigen. Die Beschäftigungsmöglichkeiten in den Anstalten und Kliniken orientierten sich am bürgerlichen Geschlechtermodell und damit an den Zuständigkeitsbereichen, die der Frau

und dem Mann an der Wende zum 20. Jahrhundert in der Gesellschaft zugewiesen wurden.

Einen Tag nach der Einweisung Barbara Marie Eiseles in die Heidelberger Klinik erfolgte ein ausführliches Gespräch mit den Ärzten, das in ihrer Krankenakte schriftlich dokumentiert wurde. In dieser Unterredung merkte Eisele an, dass sie *lieber [...] 2 Jahre in die Irrenanstalt [wolle] nicht mehr nach Kislau*.<sup>19</sup> Ausführlich berichtete sie den Ärzten – *nach Erscheinungen gefragt* – von denselben. Auf die Frage, *weshalb sie in Kislau auf die Wärterin losgegangen sei*, gab sie zu verstehen, dass es sich dabei um Anfälle handelte, *sie spüre es in ihrem Kopf, sie weiß, daß sie krank ist*. In Kenntnis der Dokumente, die von ihrer Zeit in Kislau berichten, stellt sich die Frage, inwiefern es auch ein Anliegen von Barbara Marie Eisele gewesen sein könnte, die Ärzte von ihrem möglichen Kranksein zu überzeugen, um so in der Heidelberger Klinik bleiben und einer neuerlichen Unterbringung im Arbeitshaus entgehen zu können. In vielen späteren Selbstzeugnissen äußerte sich die junge Frau wohlwollend über ihre Unterbringung und Behandlung in der Heidelberger Klinik. Sie sei – wie sie in einem Brief formulierte – Gott dankbar, dass er sie *krang werden ließ und nach Heidelberg führte*. Damit hätte er ihr *aus diesem Unklück heraus geholfen*:

*[A]ber der Liebe Gott hat es aus guten Gründen gedan Ich bin im Gopfkrank und Er hat mich in die Ihrenklinig in Heidelberg gefürd zu dem Erwidrigen Herrn Profeßor Grebelin und zu dem Erwierdigen Toktor Robert [...] und das Wohlgeertes Freilein Oberin und die haben mich alle gern und Ich habe sie auch ale sehr Lieb also Ich kann dem Lieben Gott kar nicht genug danken das Er mich so zu guten Leuden gefürd hat [...].<sup>20</sup>*

Ihre Dankbarkeit manifestierte sich auch in einem Gedicht, das ihr vermutlich noch aus der Schulzeit bekannt war und das sie – leicht verändert – Emil Kraepelin, dem Leiter der Klinik, widmete. Das Gedicht stammt von August Heinrich Hoffmann von

Fallersleben (1798-1874). Dieser hatte es für den deutschen Kaiser Wilhelm I. (1797-1888) anlässlich der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 geschrieben. Statt der Zeile »Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!« dichtete Eisele *Hochgeehrter Herr Professor ists auch da!*

*Lebe Hoch unßer Herr Profefßor /Krepelin /Wer ist der große  
Siegesheld /der uns zu Schutz und Wehr /fürs Vaterland zog in das  
Feld /Mit Deutschlands ganze Heer /wer ist es der vom Vaterland /der  
schönst Dank empfing vor Frankreichs /Hauptstad siegreich stad und  
heim als Kaißer /king du Edles Deutschland freue Dich /unßer König  
hoch und ritterlich der Herr /Profefßor ists. Wer hat für dich in bluti-  
ger /Schlacht Besiegt den ärgsten Feind ach /Wär hat dich groß und  
stark gemacht /und dich brüderlich gezirt. Wer dein bester /Hort und  
Schutzt Wer geht für dich in Kampf /und Tod der ganzen Welt zu Trutz  
du /edles Deutschland freue dich dein König /hoch und Ritterlich ja  
sogar unßer /Hochgeehrter Herr Profefßor ists auch da /wo uns auch  
alle imer so Herzlich emfanzt /Auch die Marie Eisele bedankt /sich  
für die Müh Wo sich der Erwirdige /Herr Profefßor Kipt /.<sup>21</sup>*

Dass Barbara Marie Eisele den Leiter der Heidelberger Klinik mit Kaiser Wilhelm auf eine Stufe stellte, ist in Anbetracht gewisser Parallelen zwischen ärztlichem Selbstbild und Kaiserbild der Jahrhundertwende nicht ungewöhnlich. Beide inszenierten sich als »pater familias«: der Kaiser als Vater des Volkes – der Anstaltsarzt als Vater der ihm anvertrauten Pfléglinge, die es mit Nachsicht und Strenge zu führen galt. Dem Leiter der privaten Kuranstalt Bellevue, Ludwig Binswanger sen. (1820-1880), war es ein zentrales Anliegen, dass sich PatientInnen und Ärzte als eine große Familie unter seiner Leitung verstanden, als »eine Art Patriarchat [...] mit dem »pater familias« als Oberhaupt« (Ludwig Binswanger 1995: 32). In den Beschreibungen der Anstalten findet man immer wieder das Konzept der »Anstaltsfamilie«, das als Idealtypus des Zusammenlebens von Ärzten, PflégerInnen und

PatientInnen propagiert wurde. Die Figur des Anstaltsleiters – im Sinne eines autoritären Vaters – sollte Vertrauen evozieren und die PatientInnen unter seine Führung und Anleitung stellen. Das Konzept der Anstaltsfamilie diente, wie die Historikerin Karen Nolte argumentiert, der »Herstellung einer temporären Ersatzfamilie« (Karen Nolte 2003: 36–48). Wie stellte sich dieses von Seiten der Ärzte formulierte Ideal für eine junge Frau dar, die in der Welt außerhalb der Anstalt ohne Familie war – und so auch zu keinem Vater und keiner Mutter, zu keinem Ehemann und keinen Kindern zurückkehren konnte?

### *Zur Erinnerung Ich bin eine Weise –* Soziale Markierungen, gesellschaftliche Stigmata

Das *Unklück* hatte für Barbara Marie Eisele in ihrem bisherigen Leben bereits viele Gesichter: Als uneheliches Kind war sie bei verschiedenen Pflegefamilien aufgewachsen; ab der frühesten Jugendzeit auf sich alleine gestellt; Verurteilungen wegen Diebstahls, Beleidigung und »Strichgangs«; Gefängnis- und Arbeitshausaufenthalte – die Liste ließe sich im Detail noch lange fortsetzen. Wie Barbara Marie Eisele eindrücklich in ihren Selbstzeugnissen schilderte, blieben ihr Verständnis und Zuwendung in ihrem bisherigen Leben verwehrt. In der Person des Arztes schien es nun für sie – zumindest in einzelnen Momenten – vorstellbar zu werden, dass ihr zukünftiges Leben doch noch eine bessere Wendung nehmen könne. Vor allem in *Toktor Robert* – es handelte sich vermutlich um den um 1900 in Heidelberg tätigen Arzt Robert Gaupp (1870-1953) – hoffte sie, jemanden gefunden zu haben, der sich *a Kleinwenig um mich an nehmen det*.<sup>22</sup> Sie machte ihm Geschenke, wünschte ihn zu heiraten oder dass er *sie wenigstens als Dienstmädchen zu sich ins Haus nehmen [soll]*.<sup>23</sup> Die Briefe, die sie ihm schrieb, sind von einer Hoffnung getragen, die sich auf den Zuspruch und die damit verbundene Anerkennung der »Klinikfamilie« – beste-

hend aus dem Klinikleiter, den Ärzten und der Oberin – stützt. Familie schien für Eisele bisher ausschließlich negativ besetzt gewesen zu sein. Bei einer Unterredung mit den Ärzten in Heidelberg wusste Barbara Marie Eisele mit Sicherheit zu sagen, dass sie unehelich geboren wurde, den Namen ihrer Mutter wisse sie – wie sie angab – allerdings nicht.<sup>24</sup> Als Antwort auf die in einem Brief formulierte Frage, wer an ihrem Schicksal schuld sei, schrieb sie: *wieder das schlechte Mensch wo mich auf die Welt gesetzt hat weil Ich ihren Nahmen tragen muß O hätte ich einen Mann so hätte Ich diesen Nahmen wek.*<sup>25</sup> Ein ähnliches Erklärungsmodell findet sich in einem weiteren Brief, den Barbara Marie Eisele an *Toktor Robert* adressierte. Einmal mehr wird deutlich, dass Barbara Marie Eisele – in Entsprechung der um die Jahrhundertwende geführten Diskurse um Unehelichkeit – in ihrer unehelichen Geburt den Schlüssel für ihr Schicksal sah: *das dut mir am weßten das ich so eine schlächte Mutter gehabt habe und muß wegen ihrer so leiden [...] und ich muß jetzt seid dem 16 Jahre mein Leben ihm Gefängniß und in der Ihrenanstalt zu bringen.*<sup>26</sup> In den Quellen findet sich kaum ein offizielles Dokument, das nicht darauf hinweist, dass Barbara Marie Eisele von ihrer Mutter unehelich geboren wurde – als wäre der Begriff »unehelich« ein Code oder Kürzel, der all das Erlebte, all das in den Akten Beschriebene, in einen spezifischen Zusammenhang bringen und ein Erklärungsmodell liefern kann, das dann unhinterfragbare Gültigkeit besitzt. Im pfarramtlichen Zeugnis, das 1897 von Eiseles katholischer Heimatgemeinde Unterbaldingen auf Ansuchen des Arbeitshauses Kislau ausgestellt worden war, vermerkte der Pfarrer gleich zu Beginn: *Barbara Eisele ist uneheliche Tochter der Agathe Eisele, die ebenfalls unehelich geboren ist.*<sup>27</sup> Und weiter im Text heißt es: *Eisele gehört einer Familie hier an, wie es gottlob sonst keine mehr in Unterbaldingen [gibt]. Uneheliche Kinder sind bei anderen Familien selten. Nur in der Familie Eisele ist es in diesem Punkte nicht genau genommen worden.* Um dies zu untermau-

ern, verwies der Pfarrer auf die beiden Tanten von Barbara Marie Eisele, die ebenfalls unehelich geboren haben – wobei eines der Kinder wegen eines Verbrechens angeklagt und *enthaupet worden* sei, wie ergänzt wurde. Im Umstand, unehelich geboren zu sein, sah der Pfarrer auch den Grundstein für die weitere Entwicklung des jungen Mädchens gelegt: für ihre *Liebe zum Müßiggang*, ihren Mangel an *jeglicher Begabung*, ihre *unbändige Neigung zum Lügen*, ihr *Stehlen* und die *Nachtschwärmerei*.

Bei unehelich Geborenen wurde um 1900 nicht nur eine Veranlagung für kriminelles Handeln angenommen bzw. »nachgewiesen« (Meyers Konversationslexikon 1890-1891: 520; Othmar Spann 1905: 92), sondern es wurde auch über den Zusammenhang von Unehelichkeit und »Geisteskrankheit« diskutiert. »Inwiefern die uneheliche Nachkommenschaft für Krankheiten besonders empfänglich ist«, so wurde in Meyers Konversationslexikon unter dem Schlagwort »Illegitimität« vermerkt, »steht noch nicht genügend fest, nur bezüglich der Geisteskrankheiten aller Art dürfte eine erhöhte Disposition derselben angenommen werden« (Meyers Konversationslexikon 1891-1892: 466). Für die bürgerliche Gesellschaft manifestierte sich im Phänomen der Unehelichkeit ein soziales und gesellschaftliches Problem, das nicht nur das betroffene Individuum, sondern den gesamten kulturellen Fortschritt gefährde – eine Argumentation, die vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr Zuspruch fand (vgl. Philipp Sarasin 2001). Wie Sybille Buske in ihrem Buch zur Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland formuliert: »In Gestalt der nichtehelichen Kinder schienen sich alle Auswüchse der Moderne zu vereinen: Armut, Verwahrlosung, Kriminalität, Krankheiten und früher Tod« (Sybille Buske 2004: 85). Statistische Erhebungen aus der Zeit um 1900 schienen genau diese Befürchtung zu belegen. Eine 1905 von dem Nationalökonom Othmar Spann durchgeführte und unter dem Titel »Untersuchung über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt am Main« sehr erfolg-

reich publizierte Studie, kam zu dem Ergebnis, dass »die eigentlichen Unehelichen, deren Mütter am Leben und unverehelicht blieben, [...] sowohl in körperlicher Hinsicht wie in Hinsicht auf ihre Berufsausbildung ein beträchtliches Maß an Degeneration [zeigen]« (Othmar Spann 1905: 117–118). Daraus zog Spann die Schlussfolgerung, dass es für die unehelichen Kinder »besser ist, ihre Mutter stirbt, als sie bleibt unverehelicht am Leben«. Das seiner Untersuchung zugrunde liegende Interesse waren Fragen der »Bevölkerungserneuerung« und des damit verbundenen »sozialen Funktionswertes« des »von unserem Begriffe der Unehelichkeit aus deduzierten Gebilde[s]« (Othmar Spann 1905: 119).

Als mögliches wirksames Mittel gegen die Zunahme unehelicher Geburten wurde die Ehe propagiert, die unter anderem auch von Seiten der Psychiatrie als medizinische Notwendigkeit – vor allem für die Frau – beschrieben wurde. Denn das »Weib« habe, wie Kraepelin schrieb, »mit seiner zarteren Veranlagung, mit der geringeren Ausbildung des Verstandes und dem stärkeren Hervortreten des Gefühlslebens weniger Widerstandsfähigkeit gegen die [...] Ursachen des Irreseins« als der Mann (Emil Kraepelin 1903 [1883]: 104). Als Gegenmodell zum Idealtypus der bürgerlichen Ehefrau führte Kraepelin die »unverheiratete Frau« an, die aufgrund der »Mühsalen des Lebensunterhalts« – die für sie »vielfach weit grösser sein mögen« als für den Mann – zugleich auch weit mehr als dieser gefährdet war, psychisch zu erkranken. Die Frau sollte durch »Erziehung und Sitte gebunden« sein, auch wenn sie dadurch ein »eintönigeres, regelmässigeres und ruhigeres Leben« in Kauf nehmen müsse (Emil Kraepelin 1903 [1883]: 105). Ließe man der »weiblichen Natur freie[n] Spielraum«, so hätte dies schädliche Auswirkungen auf die Gesellschaft, wie Kraepelin mit dem Verweis auf die Prostitution anführte. »[B]ei Prostituierten sehen wir daher sofort die geringere Widerstandsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes in erschreckenden Prozentsätzen des Irreseins und der Selbstmorde zum Ausdruck gelangen.«

Eine weitere gesellschaftliche Stigmatisierung erfuhr Eisele durch ihre mehrmalige Verurteilung wegen *gewerbsmäßiger Unzucht* – ein Tatbestand, der auch ihre Stelle als Fabrikarbeiterin für die Ärzte und den Pfarrer ihrer Heimatgemeinde in einem neuen Licht darstellen ließ. In einem Schreiben, das der Heidelberger Krankenakte beiliegt, resümierte der Kislauer Hausarzt bezugnehmend auf das pfarramtliche Zeugnis, dass Barbara Marie Eisele *[i]n verschiedenen Orten als Fabrikarbeiterin lebend und so keiner [...] Beschränkung unterworfen, [...] ihr liderliches Leben fort[führte] und [...] so allmählich zur gemeinen Straßendirne herab[sank]*.<sup>28</sup> Die Fabrik symbolisierte, wie Sybille Buske ausführt, in der bürgerlichen Gesellschaft »einen Hort des Lasters und des Verfalls« (Sybille Buske 2004: 60). In einem Kapitel seines 1912 publizierten Buches über »Die geheime und öffentliche Prostitution« ging Dr. A. Neher der Frage nach, welche Berufe die »geheimen Prostituierten« im Allgemeinen ausüben. Er kam zu dem Schluss, dass »[d]ie Berufstände der Näherinnen und Fabrikarbeiterinnen [...] seit ihrem Bestehen zusammen mit den Dienstboten, zu denen man auch die sittlich sehr gefährdete Kellnerin zählen kann, bis zur jetzigen Stunde jene Stände [bildeten], welche die größten Kontingente zu den geheimen Prostituierten stellen« (A. Neher 1912: 92).

Als Arbeiterin oder Dienstmädchen war es Barbara Marie Eisele aufgrund des geringen Lohns nicht möglich, sich eine eigene Wohnung zu leisten – immer wieder musste sie neue und günstige Schlafstätten finden, in denen sie für einige Tage oder Wochen unterkommen konnte. Als sie 1897 in Freiburg ein weiteres Mal verurteilt wurde, lautete die Begründung u.a. wie folgt: Sie hätte einerseits *gewerbsmäßige Unzucht getrieben [...], indem sie mehrfach bei verschiedenen Herrn in der Wohnung nächtigte und gegen Bezahlung Unzucht ausübte*. Andererseits hätte sie sich *nach Verlust ihres bisherigen Unterkommens binnen der [...] bestimmten Frist von zwei Tagen [...] kein geordnetes Unterkommen verschafft*.<sup>29</sup> Den

Ärzten gegenüber sowie in einem Brief beteuerte Eisele immer wieder ihre Unschuld und erzählte, wie sich die Begebenheiten in ihren Augen zugetragen hatten: Ein Ehepaar hatte ihr angeboten, bei ihnen zu wohnen. Eisele borgte den beiden Geld – *so dum und gut bin ich geweßen und imer Fleiß gearbeitet*.<sup>30</sup> Schließlich fühlte sie sich hintergangen und blieb den beiden einige Pfennige schuldig. Der Mann denunzierte sie bei der Polizei und *hate gesagt ich währe schlecht und det mit den Herrn schlechtlich vergähren und so hat er mich schlecht hin gestellt bis sie mich ein gespert hänt*. Immer wieder beteuerte Barbara Marie Eisele, dass sie – außer in Basel – nie *gewerbsmäßige Unzucht* betrieben habe: *ihre Strafe wegen Unzucht in Freiburg habe sie nicht verdient, sie sei nie aus dem Haus gegangen, ohne daß ihre Hausfrau oder sonst jemand mitgegangen sei*. Bei ihrem Aufnahmegespräch in Heidelberg erklärte sie den Ärzten – bezogen auf ihre Zeit in Basel –, dass sie *jedes Mal, wenn sie es gethan habe sie es nur aus Not gethan, um ihre Schulden zu bezahlen* und resümierte, dass sie *auf andre Weise [...] nicht so geschwind und so viel Geld verdienen [könne]*.

*Wen ich jemand häte wo sich a Kleinwenig um mich an nehmen det*

Im Oktober 1903 wurde Barbara Marie Eisele von der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg mit dem Vermerk *gebessert* in die für arbeitsfähige PatientInnen konzipierte Heil- und Pfllegeanstalt Emmendingen überwiesen. Die 1889 eröffnete Anstalt bot – aufgeteilt auf einzelne Pavillons – in etwa 1.000 PatientInnen Platz. Die Gebäude der Anlage erstreckten sich über ein großes Areal und ermöglichten die »zweckmäßige Sonderung« der PatientInnen »nach [...] Krankheits- und persönlichen Verhältnissen.«<sup>31</sup> Emmendingen wurde als eine Anstalt im Sinne einer »agricolen Kolonie«

geplant, d.h. »der Verbindung einer geschlossenen Abteilung, der sogenannten ›Zentralanstalt‹ und der kolonialen Anstalt, d.h. offenen, auf dem Anstaltsgelände verteilten Häusern im Landhausstil, in denen das Prinzip der freien Verpflegung und landwirtschaftlichen Beschäftigung herrschte« (Martina Birlinger-Tögel 1989: 27). Als landwirtschaftlicher Betrieb war die Pflgeanstalt auf die Arbeitskraft der PatientInnen angewiesen und bot ihnen zugleich eine Vielzahl an Beschäftigungsmöglichkeiten.

Ihre Verlegung nach Emmendingen konnte sich Barbara Marie Eisele nicht erklären, hatte aber eine mögliche Verlegung bereits während ihrer Unterbringung in Heidelberg befürchtet. Sie bat *Toktor Robert*, dass der *Erwürdige Herr Profzeßer [...]* *mir drei in die Hand verspricht das er mich nicht fort dud.*<sup>32</sup> Ihre Verlegung empfand sie als Strafe, wobei sie den Grund bei sich selbst vermutete. So schrieb sie an *Toktor Robert*, als dessen *Liebste Badsienndin* sie sich sah, folgende Zeilen: *weiß ja nicht mehr was ich in meinem Strudel zu euch gesagt habe ich Stutiere und denke den kanzen Tag an ihnen was habe ich gemach und dem Toktor Robert Leid Gedan das ich hier her gekomm bin den er und die Oberin haben mich ja immer kern gehabt.*<sup>33</sup>

Kontinuierlich brachte Barbara Marie Eisele in Emmendingen das Anliegen vor, eine Arbeitsstelle zu bekommen: *will möglichst bald eine Stelle antreten, sie fürchte sich vor keiner Arbeit.*<sup>34</sup> Schon in Heidelberg hatte sie diesen Wunsch geäußert, wobei sie denselben ganz im Sinne der Ärzte begründet hatte: *Auch mächt ich der Herr Robert biten das er bei dem Herr Profzeßer Erlaubnis hold [...] das ich jeden Tag Tärfe ihm Haus herumschafen das ich doch meine fielen Gedanken ein bißel aus dem Kopf brinke sonst kann ich ja mein Leben nicht mehr an das Tageslicht.*<sup>35</sup>

Barbara Marie Eisele war seit ihrer frühesten Jugend an Arbeit gewöhnt. Obwohl zu arbeiten für sie eine Notwendigkeit darstellte, ermöglichte es ihr auch eine gewisse Handlungs-

autonomie und Unabhängigkeit zu erlangen. Auch in den Augen der Ärzte galt Arbeitsfähigkeit als ein mögliches Indiz für Genesung oder Besserung. Diese Wahrnehmung schienen sich auch PatientInnen auf vielfältige Art und Weise anzueignen. Über Arbeit wurde nach außen kommuniziert, dass man in der Lage war, seine »Angelegenheiten selbst zu besorgen« – eine Formulierung, die oft in Entmündigungsverfahren verwendet wurde. In verschiedenen Briefen an *Toktor Robert*, an eine *Frau Dühtrich* sowie an den Staatsanwalt versuchte Barbara Marie Eisele über das Argument ihrer Arbeitsfähigkeit eine Möglichkeit zu finden, um aus der Emmendinger Anstalt entlassen zu werden. In ihren Schreiben formulierte sie beständig den Wunsch, ihr eine Arbeitsstelle zu suchen, denn dann würde sie entlassen werden. Wenige Wochen nach ihrer Überweisung in die Emmendinger Anstalt schrieb sie an *Toktor Robert* nach Heidelberg:

*O Herr Toktor [...] jete Sekunde Denke ich an sie wen sie nur ein Herz hätten vier mich das sie sich um mich an nehmen deten oder zuvor nur um eine Stelle schauen den wo anfang auf mich schauen deten wie ich mich verhalten due O ich kante doch wieder meine Kleider verdienen der Herr Metinzin ern[?] hat gestern zu mir gesagt wen ich jemand hätte wo sich a Kleinwenig um mich an nehmen det so derfte ich kleich nauß aber leider ist der fall nicht bei mir das ich jemand habe [...].<sup>36</sup>*

Eiseles Bemühungen blieben erfolglos. Da die Briefe ihrer Krankenakte beiliegen, ist davon auszugehen, dass sie die AdressatInnen nie erreicht hatten. Ein Jahr später verfasste Eisele ein weiteres Schreiben, das an *Frau Dühtrich* adressiert war. Darin bat sie *Frau Dühtrich*, einen Brief an die Direktion der Anstalt zu schreiben und dieser zu erklären, dass sie bei ihr wohnen könne, bis sie eine Arbeit gefunden habe.

*Wen sie Liebe Frau Dühtrich an die Dürektzihon schreiben sie wollen mich zu sich nehmen bis ich eine Stelle häde den ich gehör auch in die*

*Fabrik und geh bei Euch in die Kost dann könn ich hier wieder hinaus aber sonst kann Ich nicht mehr naus.<sup>37</sup>*

Wie schon in dem Schreiben an Robert Gaupp, so war auch hier das Bedürfnis nach Arbeit an die Bedingung geknüpft, dass Eisele bei jemandem Aufnahme findet – schließlich hatte sie mit ihrer Gefängnisstrafe bzw. mit der Einweisung in das Arbeitshaus und die Psychiatrie alles verloren. Weder Arbeit oder Geld, noch Familie oder ein Zuhause warteten auf sie in der Welt außerhalb der Anstalt.

Ihre letzte Hoffnung setzte Barbara Marie Eisele in eine der Anstalt übergeordnete Instanz – die Staatsanwaltschaft. Wie es in Meyers Konversationslexikon formuliert wurde, galt der Staatsanwalt als »Wächter des Gesetzes« (Meyers Konversationslexikon 1885-1892: 198–199), und diesen wollte sie für ihr Anliegen in Anspruch nehmen. In ihrem Schreiben bat sie den Staatsanwalt, einen Schutzmann in die Anstalt zu schicken, um diesem ein Protokoll über die *Gefangenschaft oder mehr mißhandlung* zu diktieren, welche sie in Emmendingen erfährt. Zudem sollte er auch einen Gerichtsarzt zu ihr schicken, der *untersucht ob ich wirglichen geisterngestöhrt bin oder nicht, oder ob ich wirklich so krank bin das man mich wirklich hier behalden muß, oder ob ich die Arbeid bis jedzt immer recht gemacht also kann ich auch draußen mein Brod verdienen. Ich brauche nicht gerade in der Anstalt zu sitzen [...]*.<sup>38</sup> Und sie knüpfte an den *liebe[n] Herr[n] Stahzahnwalhlt* die Bitte: *[H]elfen sie in einer armen Seele und helfen sie ihr in eine Stelle auch werde ich einem recht dankbar sein wen ich draußen bin*. Allerdings hegte Barbara Marie Eisele bereits den Verdacht, dass ihre zahlreichen Briefe ihr Ziel nie erreichten: *sie schicken die warrheit nicht fort*.<sup>39</sup>

Wie aus dem Schreiben an den Staatsanwalt hervorgeht, war es für Barbara Marie Eisele nicht nachvollziehbar, warum sie in Emmendingen bleiben musste, wo sie doch tagein tagaus ihre Arbeitsfähigkeit unter Beweis stellte. Wenn sie in der Anstalt so arbeiten musste wie in einem Arbeitshaus, dann sollte die Strafe

doch auch irgendwann abgegolten sein und sie entlassen werden: *Herr Statzahnwahlt muß doch selber sagen wen ich 6 Jahre zuchthaus häte und die Strafe wäre herum [...] so müssen sie mich entlassen.* Auch Robert Gaupp gegenüber äußerte sie in ihrem Schreiben diese Ansicht: *Morgens halb 7 Uhr schtehe ich auf und helfe schafen [...] bis abens [...] wen ich bei Euch so gewesen wäre so wäre ich schon länkst in der Freiheit draus und gende wieder meine Kleider verdienen.*<sup>40</sup> In den Augen Barbara Marie Eiseles bedeutete zu arbeiten, dass man für das Leben außerhalb der Anstalt gewappnet war. Dementsprechend sollte die unter Beweis gestellte Arbeitsfähigkeit auch zu einer Entlassung führen – umso unverständlicher schien es ihr, dass es für sie keine Aussicht auf Freiheit gab, egal *ob ich arbeite oder nicht.*<sup>41</sup> Im Blick der Ärzte ging eine psychische Erkrankung oft Hand in Hand mit einem veränderten Arbeitsverhalten oder der Unfähigkeit zu arbeiten. Dies bedeutete aber im Umkehrschluss auch, dass sich eine Besserung des Zustandes in der erbrachten Arbeitsleistung manifestieren konnte – eine Argumentation, der sich auch die PatientInnen bedienten. Doch all ihre Bemühungen, aus der ungeliebten Emmendinger Anstalt entlassen zu werden, blieben für Barbara Marie Eisele erfolglos. Im letzten Jahr ihrer Unterbringung in Emmendingen finden sich in ihrer Krankenakte nur mehr vereinzelte und sehr kurze Einträge. Am 10. Oktober 1903 starb Barbara Marie Eisele schließlich im Alter von 27 Jahren, wie sich aus dem Sektionsbefund schließen lässt, an den Folgen einer unausgeheilten Syphiliserkrankung.

### Fazit: *Denn ich habe ja doch noch mich selber*

In den unterschiedlichen Quellen zu Barbara Marie Eisele finden sich wiederkehrende Motive, die als Knotenpunkt beschrieben werden können, an dem vielfältige Ängste der Moderne ineinandergreifen und sich in ihrer Wirkung auf dieses eine Leben verstärken: Unehelichkeit, Kriminalität, Prostitution,

Wahnsinn und Syphilis sind zentrale Marker, die Barbara Marie Eiseles Lebensweg prägten und – diesen Eindruck gewinnt man durch die Quellen – zu einem weiten Grad auch determinierten. Jeder Versuch, gegen diese diskursive Matrix anzukämpfen, schien sich letztlich gegen sie selbst zu wenden und stärkte im Umkehrschluss das enge Netz der um 1900 virulenten Diskurse: Wurde Barbara Marie Eisele verurteilt, bestätigte dies den Verdacht eines unmittelbaren Zusammenhangs von Kriminalität und Unehelichkeit; wurde sie wegen *gewerbsmäßiger Unzucht* aufgegriffen, dann durfte auch der Verweis nicht fehlen, dass sie als Fabrikarbeiterin beschäftigt war; die Briefe, die sie in der Anstalt verfasste, wurden einzig und allein als manifeste Dokumente ihres Wahnsinns gelesen und interpretiert. Aber auch Barbara Marie Eisele war diesem Deutungsrahmen unterworfen – er konstituierte die Machtverhältnisse, wie die Ausführungen zeigten, ihr Selbst und den Bezug zu diesem Selbst. Lässt sich in den Quellen, wie Foucault bezweifelt, nun ein »anderes Gesicht« finden? Oder ist die Akteurin in den Quellen tatsächlich nur mehr das, »wodurch man sie hat niederdrücken wollen«? Die Antwort ist vermutlich in der jeweiligen Gewichtung zu finden, die man in der Analyse der Quellen vornimmt.

Wie dargelegt, bergen die Krankenakten und Selbstzeugnisse von Barbara Marie Eisele mehrere Erzählungen und daher mehrere Möglichkeiten, diese zu analysieren und zu gewichten: Sie geben nicht nur Auskunft über die zu jener Zeit im gesellschaftlichen wie im psychiatrischen Kontext prägenden Diskurse, wie sie am Beispiel von Barbara Marie Eiseles Biografie wirksam wurden. Als alltagspraktische Dokumente ermöglichen die Quellen auch einen auf die Mikroebene ausgerichteten, praxistheoretischen Blick: Dieser fokussiert das Handeln, Wahrnehmen und Deuten der Akteurin, die Logik der Praxis sowie den Umgang der Akteurin mit machtvollen Institutionen und Diskursen – den Umgang mit jenen Machtverhältnissen, über die sich Subjekte konstituieren. »Wenn es richtig ist, daß das

Raster der ›Überwachung‹ sich überall ausweitet«, schreibt Michel de Certeau in Anspielung auf Foucault, »dann ist es umso notwendiger zu untersuchen, wie es einer ganzen Gesellschaft gelingt, sich nicht darauf reduzieren zu lassen« (Michel de Certeau 1988 [1980]: 16). Auch wenn Barbara Marie Eiseles Interventionen schließlich nicht dazu führten, dass sie aus der Anstalt entlassen wurde, so zeigen sie dennoch eindrücklich den Kampf, den sie führte, um sich nicht auf dieses »Raster der ›Überwachung‹ reduzieren zu lassen«. *Denn ich habe ja doch noch mich selber*, resümierte Barbara Marie Eisele in einem Brief an einen Mann namens Oskar. Wie vielschichtig und teilweise widersprüchlich der Kampf um dieses Selbst war, sollten die Ausführungen eindrücklich zeigen.

## Anmerkungen

- 1 Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 1401, fol 1v, Barbara Marie Eisele, Brief an »Herrn Robert«, undatiert.
- 2 Soweit nicht anders angegeben, sind die folgenden Angaben zu Barbara Marie Eisele den Krankenakten entnommen.
- 3 Recherchen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart sowie im Staatsarchiv Ludwigsburg ergaben allerdings keine Hinweise auf einen gegen Quirin Eisele geführten Prozess.
- 4 Barbara Marie Eisele hatte sich – dies ergaben Nachforschungen in der Einwohnerkontrolle der Einwohnergemeinde Basel, die auf meine Anfrage hin von MitarbeiterInnen des Archivs unternommen wurden – am 9. September 1898 in Basel angemeldet. Gestrichen, d.h. nach Einschätzung der Behörden der Einwohnerkontrolle nicht mehr in Basel befindlich, wurde sie in deren Registern am 29. Oktober 1898. Eingeschene Archivquellen: PD-REG 14a 3-2 1898/P Nr. 11528; PD-REG 14a 5-1 Band: 10.11.1897 – 4.1.1899 Nr. 2377 und Nr. 2719.
- 5 Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Straf und Polizei M 8,68, 1898, 2037.

- 6 Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Straf und Polizei M 8,68, 1898, 2037.
- 7 Barbara Marie Eisele, Krankenakte der »Irrenklinik« Basel.
- 8 Siehe Einträge in den Fußnoten 4 und 5.
- 9 Generallandesarchiv Karlsruhe, 311 Zugang 1992-15 Nr. 858.
- 10 Laut Auskunft des Generallandesarchivs Karlsruhe vom 16.10.2006 sowie vom 20.1.2010 konnte unter den Kislauer Gefangenenpersonalakten keine Akte zu Barbara Marie Eisele gefunden werden. Im Generallandesarchiv Karlsruhe finden sich vor allem in den Beständegruppen 521 und 311 Unterlagen zum Kislauer Arbeitshaus (allg. Verwaltungsakten, Gefangenenbücher, Gefangenenpersonalakten). Eine Hausordnung des Arbeitshauses aus dem Jahr 1909 findet sich im Bestand des Zuchthauses Bruchsal (Signatur 311/Zugang 1981 Nr. 68/30).
- 11 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, Krankengeschichte, verfasst vom Hausarzt des Arbeitshauses Kislau.
- 12 Schreiben des Arbeitshauses Kislau, Betreff: Ansuchen um Unterbringung von Barbara Marie Eisele in der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg (1900).
- 13 Vgl. u.a. die Gründungen Psychiatrischer Kliniken in Jena 1879, Leipzig 1882, München 1904, Berlin 1901-1905.
- 14 Hausordnung für die Irrenklinik Heidelberg genehmigt durch Erlaß des Großherzogl. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 4. October 1882 No 15888 (HAPK, Verwaltungsakten).
- 15 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, Eintrag vom 5.5.1900.
- 16 Wärter Instruction für das Wartpersonal genehmigt durch Erlaß des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 4. October 1882 No. 15888 (HAPK).
- 17 Vgl. Krankenakten aus der Heidelberger Klinik (Sammlung Prinzhorn), aber auch Ausführungen in den Jahresberichten der Klinik.
- 18 Zu den Beschäftigungsmöglichkeiten in der Heidelberger Klinik vgl. die Jahresberichte.
- 19 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, »Anamnese der Kranken« vom 20.4.1900.

- 20 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, Brief an Oskar, undatiert.
- 21 Barbara Marie Eisele, »Lebe hoch unßer Herr Profeßor«, Sammlung Prinzhorn, Inv.-Nr. 1402 fol. 1 verso. In der Version von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben lautet das Gedicht wie folgt: »Kaiser Wilhelm, 29. Januar 1871. Wer ist der greise Siegesheld, der uns zu Schutz und Wehr fürs Vaterland zog in das Feld mit Deutschlands ganzem Heer? Wer ist es, der vom Vaterland den schönsten Dank empfieng? Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand und heim als Kaiser ging? Du edles Deutschland, freue dich, dein König hoch und ritterlich, Dein Wilhelm, Kaiser Wilhelm ist's! Wer hat für dich in blut'ger Schlacht besiegt den ärgsten Feind? Wer hat dich groß und stark gemacht, dich brüderlich geeint? Wer ist, wenn je ein Feind noch droht, dein bester Hort und Schutz? Wer geht für dich in Kampf und Tod der ganzen Welt zu Trutz? Du edles Deutschland, freue dich, Dein König, hoch und ritterlich, Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!«; zitiert nach: <http://www.emserchronik.at/Einzelansicht.44+M54bc6439ab1.0.html> (20.02.2010).
- 22 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an »Tektor Robert« vom 28.10.1900.
- 23 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, undatiertes Eintrag (letzter Eintrag in der Heidelberger Akte).
- 24 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, Anamnese vom 20.04.1900.
- 25 Barbara Marie Eisele, Krankenakte, Brief an Oskar, undatiert.
- 26 Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 1401, fol. 2v.
- 27 Bis zur Reformation bildeten die Dörfer Unter- und Oberbaldingen die Gemeinde Baldingen. Nach der Reformation wurde Oberbaldingen protestantisch, während Unterbaldingen katholisch blieb. Zum Zusammenhang religiöser Faktoren und unehelicher Geburten vgl. Michael Mitterauer 1983.
- 28 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Heidelberg, Krankengeschichte, verfasst vom Hausarzt des Arbeitshauses Kislau.
- 29 Urteil in der Strafsache gegen die Fabrikarbeiterin Barbara Marie Eisele, Abschrift des Urteils, 22.3.1900. Das Urteil liegt der

- Heidelberger Krankenakte bei.
- 30 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an Frau Dühtrich vom 9.9.1901.
  - 31 Statut für die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, 1889 (GLA)
  - 32 Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 1401, fol. 1v.
  - 33 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief vom 28.10.1900.
  - 34 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief vom 28.10.1900.
  - 35 Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 1401, fol. 2v.
  - 36 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an »Herrn Toktor Robert« vom 28.10.1900.
  - 37 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an »Frau Dühtrich« vom 9.9.1901.
  - 38 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an den »Herrn Statzanwahld« vom 1.7.1902.
  - 39 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an den »Herrn Statzanwahld« vom 1.7.1902.
  - 40 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an »Herr Robert« vom 28.10.1900.
  - 41 Barbara Marie Eisele, Krankenakte Emmendingen, Brief an den Staatsanwalt vom 1.7.1902.

## Quellen- und Literaturverzeichnis

### gedruckte und ungedruckte Quellen

- Dees [o. N.] (1911), Arbeitstherapie, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 68, 116–124.
- Deutsches Strafgesetzbuch (1876), online: [http://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch\\_für\\_das\\_Deutsche\\_Reich\\_\(1876\)](http://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_für_das_Deutsche_Reich_(1876)) (7.3.2010).
- Fallersleben August Heinrich Hoffmann (1871), Kaiser Wilhelm, online: <http://www.emserchronik.at/Einzelansicht.44+M54bc6439ab1.0.html>

(20.02.2010).

Kraepelin Emil (1903), *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte*. 1. Bd. (original 1883) 7. vielf. umgearb. Auf. Leipzig: Barth, 357–370.

Lemma »Kriminalität (soziale Ursachen)«, in: *Meyers Konversationslexikon 1885-1892*, 4. Aufl. Bd 18. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts, 520, online: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html> (27.4.2010).

Lemma »Illegitimität«, in: *Meyers Konversationslexikon 1885-1892*, 4. Aufl., Bd. 19. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts, 466, online: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html> (27.4.2010).

Lemma »Staatsanwalt«, in: *Meyers Konversationslexikon 1885-1892*, 4. Aufl., Bd. 15. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts, 198-199, online: <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html> (27.4.2010).

Mohr Fritz (1906), *Über Zeichnungen von Geisteskranken und ihre diagnostische Verwehrtbarkeit*, in: *Journal für Psychologie und Neurologie* 8/3 und 4, 99–140.

Neher A. (1912), *Die geheime und öffentliche Prostitution in Stuttgart, Karlsruhe u. München. Mit Berücksichtigung des Prostitutionsgewerbes in Augsburg und Ulm, sowie den übrigen größeren Städten Württembergs*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Neisser Clemens (1890), *Die Bettbehandlung der Irren*, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 27, 863–866.

Spann Othmar (1905), *Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt am Main. Probleme der Fürsorge: Abhandlungen der Centrale für private Fürsorge in Frankfurt am Main*. 2. Bd. Dresden: O. V. Böhmert.

Statut für die Irrenklinik zu Heidelberg, in: *Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden, Karlsruhe* 1878.

Versammlungen des psychiatrischen Vereins der Rheinprovinz Mohr (1906), *Über Zeichnungen von Geisteskranken und ihre diagnostische Verwertbarkeit*, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie* 63, 748–749.

- Generallandesarchiv Karlsruhe, 233/31296, Statut für die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, 1889.
- Historisches Universitätsarchiv Heidelberg, Verwaltungsakten, No 15888, Hausordnung für die Irrenklinik Heidelberg genehmigt durch Erlaß des Großherzogl. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 4. October 1882
- Historisches Universitätsarchiv Heidelberg, Verwaltungsakten, No. 15888, Wärter Instruction für das Wartpersonal, genehmigt durch Erlaß des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 4. October 1882.
- Sammlung Prinzhorn, Inv. Nr. 1401, fol 1 und 2, Eisele Barbara Marie, Brief an »Herrn Robert«, undatiert.
- Sammlung Prinzhorn, Inv.-Nr. 1402, fol 1v, Eisele Barbara Marie, »Lebe hoch unßer Herr Profeßor«.
- Sammlung Prinzhorn, Krankenakte der Großherzoglichen Universitätsklinik Heidelberg, Großherzogtum Baden, Eisele Barbara Marie (1875-1903).
- Staatsarchiv Freiburg, Bestand E 120/1, Krankenakte der Badischen Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Großherzogtum Baden, Barbara Marie Eisele (1875-1903).

## Literatur

- Binswanger Ludwig (1995), Zur Geschichte der Heilanstalt Bellevue in Kreuzlingen, in: Max Herzog (Hg.), Ludwig Binswanger und die Chronik der Klinik »Bellevue« in Kreuzlingen. Eine Psychiatrie in Lebensbildern. Berlin/München: Quintessenz.
- Birlinger-Tögel Martina (1989), Die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen. Dissertation Univ. Freiburg.
- Brand-Claussen Bettina (1997), Das Museum für pathologische Kunst in Heidelberg. Von den Anfängen bis 1945, in: Laurent Busine (Hg.): Wahnsinnige Schönheit. Prinzhorn-Sammlung, Ausstellungskatalog. Heidelberg: Wunderhorn, 7–23.
- Brand-Claussen Bettina (2001), Geschichte einer ›verrückten‹ Sammlung, in: Vernissage, 6–14.

- Buske Sybille (2004), *Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900-1970*. Göttingen: Wallstein.
- Certeau Michel de (1988), *Kunst des Handelns* (französisch 1980). Berlin: Merve.
- Engstrom Eric J. (1998), *Die Heidelberger psychiatrische Universitätsklinik am Ende des 19. Jahrhunderts: Institutionelle Grundlagen der klinischen Psychiatrie*, in: Rüdiger vom Bruch (Hg.), *Jahrbuch für Universitätsgeschichte*. 1. Bd. Berlin: Franz Steiner, 49–68.
- Engstrom Eric J. (2003), *Clinical psychiatry in imperial Germany: a history of psychiatric practice*. New York: Cornell University Press.
- Foucault Michel (2001), *Das Leben der infamen Menschen* (französisch 1977). Berlin: Merve.
- Foucault Michel (2003), *Das Leben der infamen Menschen*, in: derselbe, *Dits et Ecrits. Schriften*. 3. Bd. 1976-1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 309–332.
- Haupt Sabine (2006), »Traumkino« – *Die Visualisierung von Gedanken: Zur Intermedialität von Neurologie, optischen Medien und Literatur*, in: Sabine Haupt/Ulrich Stadler (Hg.), *Das Unsichtbare Sehen. Bildzauber, optische Medien und Literatur*. Zürich: Springer, 87–125.
- Mitterauer Michael (1983), *Zur Geschichte unehelicher Geburten in Europa*. München: C. H. Beck.
- Nolte Karen (2003), *Gelebte Hysterie. Erfahrung, Eigensinn und psychiatrische Diskurse im Anstaltsalltag um 1900*. Frankfurt am Main: Campus.
- Sarasin Philipp (2001), *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz Alfred (1971), *Das Problem der Relevanz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 215.